

Keplers Bemühungen um eine Professur in Tübingen

Franz Hammer

In PASCALS *Pensées* steht das merkwürdige Fragment: «Die Nase der Kleopatra: wäre sie um etwas kürzer gewesen, so wäre das Gesicht der ganzen Erde ein anderes.» Man hat über diese Art von Geschichtsbetrachtung schon manche kritische Bemerkung gemacht, trotzdem stelle ich an den Beginn meines Aufsatzes eine ähnliche Frage, die hinter dem Biographischen die Tiefenperspektive andeuten möchte: Wäre es denn gut gewesen – gut im Sinne von KEPLERS Lebenswerk – wenn sein Wunsch nach einer Professur in Tübingen in Erfüllung gegangen wäre? Soviel ist uns sicher, daß er die *Astronomia Nova* nicht geschrieben hätte, wenn er von Graz aus wieder heimgekehrt wäre, statt den schwereren Weg nach Prag zu TYCHO BRAHE zu gehen; das ganze Gefüge der Geistesgeschichte wäre dadurch ins Rutschen gekommen, denn, ob man diese mit HEGEL als gesetzmäßigen Ablauf der Offenbarung des objektiven Weltgeistes, oder christlich als den in der Zeit sich entwickelnden ewigen Plan Gottes mit dem Menscheng Geist ansieht (wie ungefähr MÖHLER sich ausdrücken würde), immer hat KEPLER seine feste Stelle darin. Wohin hätte sich aber seine angeborene Spekulationslust verstiegen, hätte ihr der solide Boden von TYCHOS Beobachtungen gefehlt? Auch die Weltharmonik und andere große Werke hängen an diesem dünnen Faden. War es also gut, daß KEPLER die Rückkehr in die Heimat verweigert wurde? Ich selbst wage keine Antwort zu geben, nur das wollte ich zu Beginn zeigen, daß diese Frage in die Spannung zwischen menschlichem Wollen und göttlichem Plan hineingestellt ist. Beachten Sie das, bitte, wenn nachher nur noch von persönlichen Entscheidungen die Rede ist, wenn Gewissen gegen Gewissen steht und das Fehlen der Liebe sichtbar wird.

Die Universität Tübingen, glaube ich, würde sich heute glücklich schätzen, wenn KEPLER, der aus ihr hervorging, später ihrem Lehrkörper angehört und in Tübingen das eine oder andere seiner umstürzenden Werke geschaffen hätte, wenn in ihr, als Erbgut sozusagen, Geist vom Geiste des großen Astronomen pulsierte. Nach dem Vorgang anderer Hochschulen würde sie sich ohne Zweifel JOHANNES-KEPLER-Universität nennen, denn rückschauend auf ihre fast 500jährige Geschichte müssen wir feststellen, daß auf keinem ihrer Katheder ein Lehrer saß, der neben KEPLER gestellt werden dürfte. Und wie billig wäre er zu haben gewesen! An den dunkelsten Wendepunkten seines Lebens richteten sich seine

Blicke bittend nach Tübingen, und mit eindringlichen Worten bot er seine Dienste in jeder Form an. Es müssen schon starke Gründe gewesen sein, die den Bettler von der Türe wiesen, welcher Art sie waren, darüber möchte ich im folgenden sprechen. Überlegt man sich, welche Möglichkeiten überhaupt in Betracht zu ziehen sind, so kommt zunächst der Gedanke, ob KEPLER vielleicht bei seinen Lehrern in Tübingen persönlich nicht genehm war. Fünf Jahre lang, von 1589 bis 1594, war er Tübinger Student. Zwei Jahre lang sitzt er in den Bänken der Artistenfakultät, wird 1591 zum Magister promoviert und rückt damit in das höhere Studium der Theologie ein. Er soll ja, nach eigenem und Erzieherwillen, evangelischer Pfarrer werden. Im Frühjahr 1594 schließlich verläßt er die Universität. Über Exzesse oder sonstige unliebsame Vorfälle aus dieser Zeit ist uns nichts bekannt; gäbe es sie, dann hätte KEPLER sie offen bekannt. Mit seinen Mitschülern kommt es gelegentlich zu Differenzen, aber daran ist vor allem Rivalität schuld, die den geistig überlegenen Kommilitonen, der bereits eigene Wege geht, nicht recht gelten lassen will. Und aus was für Familienverhältnissen kommt dieser! Der Vater ist Landsknecht, zu allem hin kurz vor des Sohnes Eintritt ins Stift wieder einmal verschwunden. Man müßte die Jugend und die engen schwäbischen Verhältnisse schlecht kennen, wenn man glauben wollte, daß KEPLER das nie zu hören bekam. Daß er armer Leute Kind ist, hat er auch sonst zu spüren. Sind wir beispielsweise restlos davon überzeugt, daß er bei der Magisterpromotion den ersten Platz mit Recht dem Reformatorenenkel und Professorensohn HIPPOLYT BRENZ überlassen mußte, von dem späterhin trotz seines Namens nie mehr die Rede ist? Aber davon spricht KEPLER überhaupt nie; suchte er irgendwo den Grund, dann nur bei sich selbst. Er konnte es sich leisten, auf eigene Kräfte gestellt zu sein. Seine nach allen Seiten hin gleichmäßig verteilte Begabung und sein sympathisches Wesen haben ihm schließlich mehr Freundschaft eingetragen als anderen Name und Sippe, so viel diese auch in Württemberg, damals wie heute, vermögen.

Mit keinem seiner Lehrer steht KEPLER schlecht, zu mehreren in einem ausgesprochen guten Verhältnis, mit dem Professor der Rhetorik, ERHARD CELLIUS, ist er gar irgendwie verwandt. Besonders zu nennen sind zwei Namen: MICHAEL MÄSTLIN und MATTHIAS HAFENREFFER, der eine Inhaber der mathematisch-

astronomischen Professur, der andere einer der drei theologischen Ordinarien.

Zwar ist MÄSTLIN vor allem durch seinen Schüler berühmt geworden – Symbol dafür ist sein Platz am Keplerdenkmal in Weil der Stadt –, das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß er selbst ein beachtlicher Kopf ist. KEPLERS hohe Begabung zu übersehen, wäre für ihn unmöglich gewesen, es ehrt ihn aber, daß er sich offenbar sehr um den jungen, vaterlosen Studenten angenommen hat. Wie anders wäre es sonst zu erklären, daß dieser ihm später in langen Briefen nicht nur seine wissenschaftlichen Probleme vorlegt, sondern sein ganzes Herz ausgeschüttet hat, während MÄSTLIN diese Briefe sorgfältig verwahrt und so auf uns überliefert hat. Man weiß, daß MÄSTLIN zu den ersten Astronomen zählt, die von der kopernikanischen Idee durchdrungen waren, und daß KEPLER durch ihn das Feuer empfing, zunächst durch vielfache Andeutungen in den Vorlesungen, die sich im übrigen ganz an PTOLEMÄUS hielten, das Letzte darüber muß aber doch im privaten Gespräch gefallen sein. Ich möchte auch, entgegen der Meinung von MAX CASPAR, glauben, daß MÄSTLINS Handexemplar der Erstausgabe der *Revolutiones*, das die Württembergische Landesbibliothek verwahrt, KEPLER zur Verfügung stand. Ein schönes Bild ist es dann, wie der Lehrer, als KEPLERS Erstlingswerk in Tübingen zum Druck kommt, sich an den Setzkasten stellt, um die Tabellen in rechte Form zu bringen. Wenn man aber einmal MÄSTLINS überkleine Schrift gesehen hat, ein Zeichen wohl seines bekannt scharfen Auges, dann versteht man momentan, daß bei ihm nicht nur die wissenschaftliche Grenze lange vor der KEPLERS erreicht war, sondern vor allem die menschliche. Den schwierigen Fragen gegenüber, mit denen später der Schüler an ihn herantreten mußte, hat er zweifellos versagt, was KEPLER aber nicht hindert, dem Lehrer die Dankbarkeit und Verehrung bis an sein Ende, das MÄSTLIN überlebt hat, zu wahren.

HAFENREFFER, nur zehn Jahre älter als KEPLER, der in seiner Fakultät neben dem alten HEERBRAND und dem weitgereisten STEPHAN GERLACH steht, hat neben seiner Wissenschaft gerade das, was MÄSTLIN abgeht, das Menschliche. Zwischen ihm und KEPLER besteht deshalb ein ausgesprochen herzliches Verhältnis, das in manchem Brief zum Ausdruck kommt. Daß indes gerade dieser Mann KEPLER in seiner Gewissensnot nicht helfen konnte, weil seine eigene religiöse Überzeugung dagegenstand, daß vielmehr er den Ausschluß KEPLERS vom Abendmahl theologisch begründen und bestätigen mußte, das führt mitten hinein in die Tragik von KEPLERS Leben.

Soviel ist durch diese Ausführungen, die notwendig



MICHAEL MÄSTLIN (1550–1631), 1583–1631 Professor der Mathematik an der Universität Tübingen. Nach einem Gemälde im Besitz der Universität.

einen etwas größeren Umfang annehmen mußten, weil sie zum Verständnis des weiteren dienen, klar geworden, daß KEPLER unmöglich um persönlicher Gründe willen von Tübingen abgewiesen wurde. Die letzten Zweifel könnte der Eintrag von MARTIN CRUSIUS in sein bekanntes Tagebuch vom 12. März 1596 beheben. KEPLER war an diesem Tag Gast der Artistenfakultät, und darüber schreibt CRUSIUS: «Heute war Magister JOH. KEPLER, Mathematikprofessor in Graz, in unserm Fakultätsgebäude zu Gast beim Abendessen. Er hat bereits bedeutsame astronomische Entdeckungen gemacht. Ein prächtiger junger Mann!» Das sieht jedenfalls nach allgemeiner Sympathie aus.

Wenn wir dagegen uns fragen, ob vielleicht verwaltungsmäßige Gründe einer Berufung KEPLERS entgegenstanden, dann kann die Antwort nicht so eindeutig lauten. Die Stelle, die ihm auf den Leib zugeschnitten gewesen wäre, war durch MÄSTLIN

besetzt. Das wird in den Akten immer wieder geltend gemacht. Nur muß man dagegen sagen, daß KEPLER auch eine andere Professur angenommen und wohl versorgt hätte, daß man in der Universität, die sich als Vorkämpferin der reinen evangelischen Lehre fühlte, für einen von den Katholiken vertriebenen Glaubensgenossen wohl auch ein «Professürchen» hätte schaffen können, und schließlich, daß man KEPLER nicht nur die nicht vorhandene Professur, sondern auch die Anwartschaft, die «Expectanz», auf die vorhandene verweigert hat. Die Gründe seiner Ablehnung liegen also tiefer.

Man hat oft gesagt, KEPLER sei als Kopernikaner nicht genehm gewesen. Sein temperamentvolles Eintreten für das neue Weltsystem in den öffentlichen Disputationsübungen der Studenten habe so viel Mißtrauen erweckt, daß man ihm in dem Augenblick, wo er in den Kirchendienst hätte eintreten sollen, nach Graz auf eine Lehrstelle abschob. Diese Behauptung darf nach der Biographie von CASPAR nicht wiederholt werden. Wir sahen schon, daß KEPLER in gutem Einvernehmen mit seinen Lehrern von Tübingen scheidet, seine Bestimmung für die mathematische Professur an der Stiftsschule in Graz ist sogar eine besondere Auszeichnung. Herzog CHRISTOPH hatte sein Augenmerk auf den Südosten des Reiches und Graubünden gerichtet, um diese Länder der Reformation zuzuführen. In Urach hatte man damals Bibeln und evangelische Bekenntnisschriften in der erst zu schaffenden slowenischen und kroatischen Schrift gedruckt, in Tübingen rätomanische Katechismen; Lutherbibeln in deutscher Sprache gingen in großer Zahl nach Oberösterreich, Steiermark und Kärnten. Seitdem galt Österreich als württembergisches Missionsland, dem man seine besten Kräfte zur Verfügung stellte. In Graz und Linz begegnen wir deshalb württembergischen Pfarrern. Es scheint, daß man bei KEPLERS Auswahl von seinen kopernikanischen Neigungen gar keine Notiz nahm. Erst in dem Augenblick, wo der Senat der Universität seine Einwilligung zum Druck des *Mysterium Cosmographicum* zu geben hatte, taucht dieses Problem im Hintergrund auf. MÄSTLIN wird zum Referenten bestimmt, er veranlaßt KEPLER aber nur zu klareren Formulierungen, weil er nicht voraussetzen dürfe, daß andere mit kopernikanischen Gedankengängen ebenso vertraut seien wie er. Außerdem fügt er ohne Wissen des Autors die *Narratio prima* des RHÄTICUS bei. Die theologische Fakultät legt jedoch ein Veto ein gegen das einleitende Kapitel, in dem KEPLER die Vereinbarkeit des kopernikanischen Weltbildes mit der Hl. Schrift zu beweisen unternommen hatte. HAFENREFFER begründet den Einspruch in einem freundlichen, aber von echter

Sorge zeugenden und deshalb bestimmt gehaltenen Brief damit, man wolle dem noch unerfahrenen KEPLER Angriffe von stärkeren Gegnern ersparen. Zugleich wird aber der Mathematiker in seine Grenzen gewiesen: «Ich meine, der Mathematiker habe sein Ziel erreicht, wenn er Hypothesen bieten kann, denen die Erscheinungen möglichst genau entsprechen; Du selber würdest, so glaube ich, dem nachgeben, der Dir bessere vorweisen könnte. Es folgt jedoch nicht, daß sich die wirkliche Welt alsbald den ausgeklügelten Hypothesen irgendeines Meisters fügt. Ich will die unwiderlegten Gründe nicht berühren, die ich aus der Hl. Schrift entnehmen könnte. Denn nach meiner Überzeugung sind hier nicht Disputationen, sondern brüderliche Ermahnungen vonnöten. Folgst Du diesen, wie ich zuversichtlich glaube, und bleibst Du in der Rolle des reinen Mathematikers, so zweifle ich nicht, daß Deine Gedanken vielen Menschen höchsten Genuß bereiten werden, wie sie es auch mir tun¹.» Der Brief klingt aus in Mahnung und Bitte, KEPLER möge den ohnehin in der Kirche Christi herrschenden Unfrieden nicht noch vermehren. Das Recht der privaten Meinung scheint ihm HAFENREFFER nicht abstreiten zu wollen; das würde schlecht passen zu der Tübinger Praxis, wo in versteckten Kammern manches getrieben wurde, was man in Hörsaal und Gesellschaft nicht wahrhaben wollte. Die Mahnung war nicht vergeblich: KEPLER gibt ohne weiteres nach, «weil die ganze Astronomie nicht so viel wert sei, daß eines von den Kleinen, die Christo anhängen geärgert werde»². Aber ein Stachel blieb doch zurück. KEPLER hatte in seinem Eifer übersehen, daß das, was er als ein wissenschaftliches Problem ansah, tiefere konfessionelle Bedeutung hatte. Er hatte an eines der festesten Prinzipien damaliger protestantischer Bibelexegese gerührt, das Wort der Offenbarung. Unter Berufung auf das Wort in Josue 10, 12: «Sonne, stehe still zu Sibeon» hatte LUTHER KOPERNIKUS abgetan («Der Narr will die ganze Kunst astronomiae umkehren»). Der radikale Ernst dieser Bibelgläubigkeit läßt schließlich die katholische Seite nicht ruhen, bis man auch dort von der Schriftwidrigkeit der kopernikanischen Lehre überzeugt ist. Man sieht jedenfalls, wenn KEPLER aus Gründen seiner wissenschaftlichen Haltung den Tübingern nicht genehm gewesen sein sollte, dann nur wegen theologischer Bedenken gegen seine Wissenschaft. Alles spitzt sich demnach auf seine theologische Haltung zu.

Diese mußte in Graz bald in das helle Tageslicht treten. Was nämlich schon bei KEPLERS Ankunft in der Luft lag, das nahm von 1596 ab sichtbare Formen an: ich meine den Kampf der Katholiken gegen

die Protestanten, die sog. Gegenreformation, mit dem Ziel, die Steiermark wieder zu einem rein katholischen Land zu machen. Obwohl länger als andere geschont, weiß KEPLER genau, daß die Bekenntnisfrage an ihn ebenso gestellt werden wird wie an andere; er sieht, wie die Reihen der Protestanten teils durch Umfall, teils durch Ausweisungen immer lichter werden; er sieht das Ende der Stifterschule herankommen und sich selbst als Flüchtling auf der Straße mit Frau und Stieftochter. Zwar bereitet ihm die allgemeine Frage, ob katholisch oder protestantisch, keine Schwierigkeit. «Ich bin ein Christ, die Augsburger Konfession habe ich aus der Belehrung von meinen Eltern her, in wiederholter Erforschung ihrer Begründung, in täglichen Erprobungen in mich aufgenommen; an Ihr halte ich fest. Heucheln habe ich nicht gelernt», schreibt er am 16. Dezember 1598 an den Katholiken HERWART VON HOHENBURG. Aber KEPLERS ehrlicher Wille, auch dem Gegner gerecht zu bleiben, reißt eine wunde Stelle in seinem evangelisch-lutherischen Bekenntnis auf, die die offene Wunde seines ganzen Lebens bleiben sollte. Wir werden nachher darauf zu sprechen kommen.

Gegen Ende 1598 ist es ganz klar, daß KEPLER nach einem neuen Wirkungsort Umschau halten muß, und wie bei jedem andern Menschen in seiner Lage gehen seine Gedanken in die Heimat. Dort hat er ein gewisses Recht, wieder aufgenommen zu werden, ja er ist sogar als Stipendiat des Herzogs von Württemberg verpflichtet, ohne dessen Genehmigung keine Stelle bei einem fremden Potentaten anzunehmen. Ganz bescheiden, fast zaghaft, fragt er also bei seinen Lehrern in Tübingen an, was er in seiner verworrenen Lage tun solle, ob er bis zum Äußersten bleiben oder Gelegenheit suchen solle,

an irgendeiner Hochschule unterzukommen. Das ist am 9. Dezember 1598.

Deutlicher wird er in einem Brief an MÄSTLIN vom 29. August 1599. Inzwischen hatte er von Tübingen die Antwort bekommen, er solle in Graz aushalten. Dieser Rat ist aber durch die inzwischen eingetretene Entwicklung überholt, und nun heißt es: «... Ihr sollt mir nur sagen, was Euch richtig erscheint. Aber auch das muß ich Euch sagen, daß ich aus gewichtigsten Gründen ein geistliches Amt nicht übernehmen kann; denn ich würde mich niemals mit größerer Unruhe und Angst zermartern können, als wenn ich jetzt bei meiner Gewissensverfassung in diese Berufstätigkeit eingeschlossen wäre. Aber irgendeine philosophische Professur würde ich, so hoffe ich, zur Zierde einer Hohen Schule, an die ich kommen würde, wenn nicht sogleich, so doch im Verlauf einer kurzen Zeit übernehmen können. Dabei würde ich meine Absicht auch auf die Medizin richten... Wäre es sicher und nicht mit Hindernissen verbunden, sowie auch aussichtsreich für mein Vorwärtkommen, wenn ich mich nach Tübingen begeben würde, oder wäre es besser, an eine andere Hochschule zu gehen? Wenn Ihr vielleicht aus Rücksicht auf einzelne Personen oder die ganze Hochschule oder wegen der Wahrung anvertrauter Geheimnisse mir weiteres, was hierher gehört, nicht mitteilen wollt, so schreibt mir wenigstens das Allgemeine, wie viel der Wein, das Getreide kostet, wie es um die Versorgung mit Delikatessen steht (meine Frau ist nämlich nicht gewohnt, von Bohnen zu leben), wie hoch die Mietpreise sind und ganz allgemein, wie viel 4–5 Personen normalerweise in einem Jahr zum Leben brauchen.»

Zwei wesentliche Punkte enthält dieser Brief-Passus: Die Erklärung KEPLERS, daß er aus Gewissens-

Am KEPLER-Denkmal in Weil der Stadt (Aufnahme Lückgens).





Das bekannteste und am meisten abgebildete Gemälde KEPLERS ist das Straßburger Gemälde. KEPLER hatte dieses Ölgemälde am 25. September 1620 durch GRINGALLETUS an seinen Freund M. BERNEGGER in Straßburg geschickt; GRINGALLETUS kam dort am 8. Oktober an und übergab das Gemälde BERNEGGER, der durch einen Kupferstecher einen Stich darnach herstellen ließ. Dieser Stich, den BERNEGGER bereits Anfang 1621 an KEPLER und seine Freunde verschickte, erweckte wenig Freude. WILHELM SCHICKARD konnte um diese Zeit den Stich mit KEPLER selbst vergleichen und äußerte die Meinung, daß der Stich wenig der Wirklichkeit entspreche, und zwar durch Schuld des Stechers. KEPLER selbst erklärte in seinem Brief an BERNEGGER vom 15. Februar 1621, daß er sich wegen der Not der Zeit und wegen seines eigenen Ungemaches über den Stich jetzt nicht äußern wolle, schrieb aber am 6. April 1627, als BERNEGGER ihm mitgeteilt hatte, daß er das Gemälde der Bibliothek der Universität geschenkt habe, er würde es lieber sehen, wenn dieses Bild von diesem öffentlichen Ort verschwände, zumal es ihm wenig gleiche. Das Gemälde erhielt von BERNEGGER die Inschrift: *Joannis Keplleri Mathematici Caesarei hanc imaginem Argentoratensi Bibliothecae Consecr. Matthias Berneccerus Kal. Jan. anno Chr. MDCXXVII*; es wurde in der Aula der Universität Straßburg aufbewahrt und befindet sich jetzt im St.-Thomas-Stift der Universität.



KEPLERS Geburtsstadt (Aufnahme Lückgens).

gründen kein geistliches Amt übernehmen kann, statt dessen sein Wunsch, eine philosophische Professur an der Heimatuniversität zu bekommen. Zum ersten Punkt schweigt man in Tübingen, zum zweiten raten GERLACH und HAFENREFFER, eine Bittschrift an den Herzog zu richten wegen der Genehmigung zur Rückkehr nach Württemberg; MÄSTLIN schließlich gibt dürftige Auskunft über die gefragten Preise, soweit er selbst darüber im Bilde ist. Das ist alles, was man dem in drangvoller Situation Wartenden zu sagen hat. KEPLER hat die Bittschrift an den Herzog nicht geschrieben, und so schließen hier schon die Akten über seinen ersten Versuch, als Professor nach Tübingen zu kommen. Wir aber müssen uns noch etwas über die Gründe unterhalten; sie wirken nämlich weiter.

CASPAR macht in diesem Zusammenhang die richtige Bemerkung, daß sich KEPLER durch seine Sprache in Tübingen unbeliebt gemacht habe. An der Front

des konfessionellen Kampfes sah sich manches anders an als tief in der Heimat, wo man vom «Durchhalten» redete und den Gegner als Teufel an die Wand malte, während KEPLER diesen Gegner im täglichen Umgang kennenlernte und nicht nur bei ihm, sondern auch auf der eigenen Seite schwere Fehler feststellen mußte. Wenn er nun aus dieser Sicht heraus nach Tübingen schreibt: «Wer weiß, was für ein Zustand Euch nach den hiesigen Vorgängen erwarten wird? Auch bei Euch ist die Ernte für den Zorn Gottes herangereift» – KEPLER sah ja immer den Dreißigjährigen Krieg voraus –, so konnte er sich damit gewiß nicht einschmeicheln.

Aber damit ist die schockartige Wirkung von KEPLERS Brief noch nicht erklärt. Warum wagen plötzlich die sonst so wohlgesinnten Theologen kein Wort der eigenen Stellungnahme, warum verweist man den Frager auf den großen Amtsweg, warum stammelt MÄSTLIN, statt auf die Kernfrage einzu-

gehen, nur einiges von hohen Preisen, warum vor allem berührt keiner KEPLERS Ablehnung eines geistlichen Amtes? Alles sieht nach größter Verlegenheit aus. Den Schlüssel zum Ganzen liefert ein einziges Wort: Die Konkordienformel.

Ich kann und brauche Ihnen wohl nicht viel zu sagen über das, was hinter diesem Begriff steckt. Die unter maßgeblicher Beteiligung der württembergischen Theologen, in erster Linie JAKOB ANDREÄS, nach langen Verhandlungen 1577 zustande gekommene *formula concordiae der reinen evangelischen Lehre* sollte die stark divergierenden lutherischen Bekenntnisse wieder unter einen Hut bringen. In Wirklichkeit war sie eine Kette von Kompromissen, der sofort eine große Zahl von Landes- und Stadtkirchen ihre Zustimmung versagten. Die Wirkung war daher weniger Einigung als Trennung, von einem Zeitgenossen wird sie daher als *concordantia discors*, von andern rundweg als *Diskordienformel* bezeichnet. Der Unglücksstern, der über ihrer Geburt liegt, hat auch die Wirkung der Konkordienformel zu nichts weniger als einem Segen gemacht. In den Ländern, in denen die Formel angenommen wurde – und dazu zählt Württemberg – wird sie zum absolut bindenden Kodex der kirchlichen Lehre; nicht nur die Träger geistlicher Ämter, auch alle Staatsdiener werden durch Unterschrift auf sie verpflichtet; die Verweigerung der Unterschrift hat den Verlust des Amtes zur Folge. So war es dem Amtsvorgänger MÄSTLINS ergangen, dem Mathematiker PHILIPP APIAN, der als Protestant seine Professur in Ingolstadt verloren hatte und 1568 nach Tübingen gekommen war. Da er die Konkordienformel nicht unterschrieb, wurde er auch hier 1583 ohne Bezüge entlassen, wo er noch bis 1589 von einem bayerischen Leibgedinge lebte. Diesem Fall verdankte MÄSTLIN seine Professur.

KEPLERS Weigerung, ein geistliches Amt zu übernehmen, bedeutet zwar nicht die Ablehnung der ganzen Formel, aber einen Vorbehalt gegen sie in der besonders schwierigen Abendmahlslehre. Schon als zwölfjähriger Bub war er darüber in Unruhe geraten, als ein Diakon in Leonberg eine stundenlange Predigt hielt. Der Punkt, in dem sein Gewissen einhakt, ist die Ubiquitätslehre, die Auffassung Luthers von der Allgegenwart des Leibes Jesu Christi, die er als Voraussetzung dafür ansieht, daß dieser Leib im Abendmahl gereicht werden kann. Diese Lehre, die in die Konkordienformel übernommen wurde, lehnt KEPLER ab; für ihn ist die Anwesenheit Christi eher wesenhaft als leibhaft in dem grob materiellen Sinn; damit nähert er sich aber der calvinistischen Lehre. Diese Fragen waren es gewesen, die KEPLER die Entscheidung in Graz

erschwert hatten und ihm bei seinen militanteren Glaubensgenossen den Ruf der Unzuverlässigkeit eingetragen hatte.

Als Theologiestudent in Tübingen hatte er es noch nicht gewagt, irgend jemand seine Zweifel zu offenbaren, jetzt, wo er die Bitte um ein Amt ausspricht, fühlt er sich zu einem offenen Bekenntnis verpflichtet. Die Wirkung haben wir gesehen. Ein zweites Mal kann er es nicht wagen, sich an die Tübinger Professoren zu wenden. Der Herzog allein kann einen, der die Konkordienformel nicht akzeptiert, zu einem Amt zulassen, also wird sich KEPLER das nächste Mal nach Stuttgart wenden müssen.

1609 ist es soweit. Die astronomische Optik ist erschienen, die *Astronomia Nova* zwar fertig, aber erst im Druck in Heidelberg. Die politischen Verhältnisse in Prag treiben einer heillosen Verwirrung entgegen, die Absetzung seines Gönners, Kaiser RUDOLPHS II., steht bevor. KEPLER tut also gut, wieder nach einer Bleibe Ausschau zu halten, diesmal von einer stärkeren Position aus, denn jetzt gehört er in die erste Reihe der europäischen Gelehrten. Sollte man in Württemberg auch jetzt noch die bedingungslose Unterwerfung unter die Konkordienformel verlangen? Es wird sich zeigen, daß KEPLERS Spekulation nicht ganz fehlgeht: die Meinungen in Stuttgart sind geteilt, aber die Verfechter der Formel sind die Stärkeren.

Im Zusammenhang mit einer Reise nach Heidelberg ist KEPLER im Frühjahr 1609 in Tübingen. Selbstverständlich wird dort über seine Zukunft gesprochen, und nun geht ein Gesuch an den Herzog. Formell bittet KEPLER um die Erlaubnis, Dienste annehmen zu dürfen, wo sie sich ihm bieten sollten. Ganz nebenbei fließt aber eine Andeutung auf Tübingen ein: Da man dort im Augenblick gut versehen sei, so möchte er sich «in unverhofftem Fall untertänig anerbten haben». In Stuttgart versteht man den Wink. Das Consistorium, dem das Schreiben zur Äußerung zugeht, bemerkt: «Obwohl die Universität Tübingen anjetzo mit einem trefflichen guten Mathematico M. Michaelae Maestlino wol versehen, jedoch weil er sich nunmehr alt macht, und zu solcher professur man nit jedesmal genugsam qualifizierte Personen haben kan, dieser Supplikant aber ein vornemmer Mathematicus ist, können Subsignirte in Underthenigkeit nit halten, daß er allerdings seiner obligation zuerlassen, sondern halten dafür, das Ihme bey andern Herrschaften sich umb dienst zubewerben gleichwol zugestatten seyn möcht; wan aber unser Gn. Fürst u. Herr bey der Universität zue Tübingen oder in ander weyse seiner bedürftig und begehren wurde, er sich jedesmahlen uff erfordern zu stellen schuldig seyn sollt»³. Das klingt



nicht unfreundlich, sondern eher hoffnungsvoll. Bei freiwerdender Stelle will man ja auf KEPLER zurückgreifen. Jetzt aber fühlt dieser sich verpflichtet,

seinen Gewissensvorbehalt anzumelden. Umgehend schreibt er nach Stuttgart: «Wen dan ich hierauss etlichermaßen zu spüren, daß E. F. G. mich etwa

künftig zu einer profession nacher Tübingen erfordern möchten, als will mir pflichthalben gebühren, E. F. G. redlich anzuzeigen, was auf sollichen Fall von mir zu erhoffen, und diss darumb gleich jetzo vor dem zutragenden fall, damit nit hernach, wan ich jetzo schwiege ... dise meine danzumahl gebrauchte notwendige erinnerung für einen gesuchten schein und undankbarliche recusation angesehen werde.» Nichts wäre ihm lieber, fährt er fort, als seinem Vaterland dienen zu dürfen und die Seinigen in Tübingen unter Freunden und Bekannten wohl aufgehoben zu wissen, und er möchte nicht die Ursache sein, daß es nicht so komme. Aber dann muß er nach längeren Ausführungen über gewisse Anzeichen einer Wandlung im Calvinismus, der ja den Lutheranern noch verhaßter war als der Katholizismus, doch frei bekennen: «Als hab ich ... bey meiner person mir einmahl, und zwar gewissenhalben, fürgenommen, der Formulae Concordiae nit anderst als conditionaliter, de non oppugnanda ... nachmahlen zu unterschreiben.» Er verpflichtet sich, niemand gegenüber seine Meinung zu äußern, und hofft, durch sein offenes Geständnis das Vertrauen des Herzogs gewonnen zu haben⁴.

In der herzoglichen Kanzlei erschrickt man darüber anscheinend nicht, denn das Schriftstück trägt den Vermerk: «Mein gn. Fürst u. Herr laßt es bey des Supplikanten künftiger Obligation allerdings verbleiben.» Nun lag aber KEPLERS Vorbehalt bei den Akten und die Folge zeigte sich bald.

Zwei Jahre später, 1611, sieht KEPLER keine Möglichkeit mehr, in Prag zu bleiben. Nachdem man ihm in Stuttgart die Hoffnung auf eine Tübinger Professur jedenfalls nicht genommen hatte, entschließt er sich zu einem neuen, dem dritten Versuch. Zum Anlaß nimmt er eine Forderung von 2000 Talern an die schlesische Kammer. Einer der einflußreichsten Kammerräte ist verheiratet mit einer württembergischen Prinzessin, der Schwester des regierenden Herzogs JOHANN FRIEDRICH. An ihn wendet er sich deshalb mit der Bitte um Unterstützung seiner Forderung, sein eigentliches Anliegen ist aber das alte: «Daß ich nemblich gesinnet were, vermittelst dieser 2000 Thaler, so ich deren habhafft werden megte, mich in mein Vatterland zuebegeben, alda (unangesehen ausländischer gelegenhaiten) dannoch E. F. G. underthänig auffzuewarten, ob die mich etwa bey fürfallender occasion, es sei ad professionem philosophicam oder zue einem politischen dienst (bey dem ich doch ein wenig rhue hette, meine angefangene, insgemein bekante und desiderierte philosophica studia zuvolführen und ans Licht zuebringen) in meinem Vatterlandt gebrauchen»⁵. Am gleichen Tag schreibt er ein zwei-

tes Gesuch an die Herzogin-Mutter um ihre Unterstützung, und auch ihr bietet er seine Dienste an. Man hat das Gefühl, jetzt wird die letzte Karte gespielt.

Das Gesuch an den Herzog geht wieder den Amtsweg, zuerst an den Oberrat. Zur Frage der Verwendung KEPLERS in württembergischen Diensten wird bemerkt: «Was vor das ander sein supplicanten underthönige Dienstanerbietung undt gebettne profession bey der Academi zu Tübingen belangen thuet, wissen zwar Subsignirte nit, ob anjetzo eine stell for Ihne ledig, weilen er aber sonsten Ratione Qualitatum also beschaffen, das er eine solche function summa cum laude versehen könte, auch E. F. G. undt deroselbigen Universität sehr wohl anstendig sein würde, beneben M. Michael Mästlinus Professor Matheseos in collegio Philosophico der Elteste, alls könte, Subsignierter underthönigem erachten nach, dem Supplicanten auff solche stelle wol eine Expectanz gemacht werden. 9. Apr. 1611.»

Aber noch ist die schwerste Klippe nicht umschifft. Der Herzog ordnet nämlich am 13. April an, daß «des andern Punctus halben» auch das Consistorium gehört werde. Also geht der Faszikel KEPLER mit dem Vorbehalt von 1609 an die geistliche Behörde. Am 25. April gibt diese ihr Votum, genug Zeit, um über den Petenten nähere Erkundigungen einzuziehen, sofern das überhaupt noch nötig war. Ich zitiere aus dem «Underthenig Bedenken, der Röm.

Quartalszeugnis aus dem Tübinger Stift 1590.

	Conc.	Stud.
M. Conrad Grammer. Göttingen. 88. Aug. 23. St. 5.	T	A
M. Georgius Bimler. Hertenberg. 88. Aug. 23. St. 6.	F	A
M. Philip. Hübner. Hagenau. 88. Aug. 20. St. 7.	A	a
M. Christoph. Ziegelbeiser. Württemberg. 88. Aug. 24. St. 8.	A	A
M. Melchior Berger. Neukirchen. 88. Aug. 24. St. 9.	A	a
M. Daniel Henricus Kirchbeck. 88. Aug. 24. St. 5.		
M. Hieronymus Dmichel. Hamm. 88. Aug. 24. St. 5.		a
M. Christoph. Ostrop. Altrach. 87. Aug. 20. St. 6.		A
M. Michael Kleber. Göttingen. 88. Decemb. 26. St. 13.		a
M. Joannes Heimer. Tübingen. 87. Jan. 20. St. 6 1/2.		A
M. Josephus Ruffinowicz. Hirschau. 89. Jan. 20. St. 7 1/2.		A
M. Joann. Ludovicus Fabritius Hertenberg. 89. Aug. 20. St. 4.		a
M. Joann. Kepler. Leonberg. 89. Septemb. 20. St. 4.		A
M. Theobald Dauber. Jllingen. 89. Jul. 20. St. 5.		A
M. Conradus Haselmarer. Candlat. 89. Sept. 23. St. 4.		A
M. Balduf. Elenbeintz. Bödingen. 89. Maij. 24. St. 17.		A
M. Bartholomäus Heck. Weizbach. 90. Junij. 24. St. 3.		A
M. Christianus Decker. Ditzingen. 90. Jun. 22. St. 3.		
M. Nicolaus Pauli. Dettingen. 90. Jun. 26. St. 3.		A
M. Joannes Hutzelin. Blausheimen. 90. Jun. 21. St. 3.		A
M. Joann. Wrig. Schmitzer. Grabsfeldten. 90. Jun. 21. St. 3.		A
M. Georg. Hingher. Tübingen. 90. Junij. 21. St. 3.		A

Kay. Mt. Mathematicum Johann Keppler betreffend» die wichtigsten Stellen: «Ob er nun wol anjezo seine gehorsame Dienst underthenig anbieten thutt, auch von Herrn Obern Rhätten dahin geschlossen worden. Ihme uff die profession Matheoseos bey der Universität Tübingen eine Expectanz zumachen were. Jedoch weilen er in übergebner seiner andern Supplication [von 1609] sich rund verneinen lassen: da er mit Diensten gnedig bedacht, der formulae concordiae nit anderst als conditionaliter, de non oppugnanda und cum exceptione tractandae pacis zu unterschreiben, in sonderlichem bedenken, daß er auch sonst von Jugendt auff in articulo de coena nie befinden können, daß einer, der Calvinischer meinung beigethon, von dieser ungleichen meinung wegen nit sollte unnser Bruder in Christo genennet oder gehalten werden: uss welcher erklärung leichtlich abzunehmen, daß er ein verschlagener Calvinist seyn muoss, und da er zu einer profession verordnet, nit allein solch Calvinisch giffit der Jugendt nach und nach eingiessen, sonder an-

dere mehrer in consequentiam ziehen, ... auch bey der Universität, weil er in philosophia ein opinio-nist, vil unruet erwecken möcht ... können Subsignirte keineswegs für rhatsam erachten, dass Ihme Kepplern mit obangedeutter Expectanz zu willfah-ren, sondern abzuweisen wäre»⁶. Der Herzog setzte darunter sein «placet», und damit ist KEPLERS letzte Hoffnung, in Tübingen anzukommen, aber auch Tübingens letzte Chance, seinen sinkenden Stern nochmals aufleuchten zu lassen, begraben. Fügen wir nur das noch bei, daß der letzte Akt dieser Tragödie erst folgt: Die Ausschließung KEPLERS vom Abendmahl, die dem Ausschluß gleichkommt aus der Gemeinschaft seiner evangelischen Glaubensbrüder, die er aber trotzdem nie angeklagt, sondern bis an sein Lebensende in Schutz genommen hat.

¹ Ges. Werke 13, S. 203

⁴ ebda. 16, S. 241 f.

² ebda. 13, S. 231

⁵ ebda. 16, S. 368 f.

³ ebda. 16, S. 239

⁶ ebda. 16, S. 464 f.

Dieser Aufsatz stammt aus dem Nachlaß des 1969 verstorbenen KEPLER-Forschers Dr. FRANZ HAMMER. Die Erlaubnis zum Abdruck verdanken wir Frau ESTHER HAMMER, Weil der Stadt.

Kepler in Prag

Es kehrt nicht um, wer an einen Stern gebunden ist.

LEONARDO da VINCI

1. Prag um 1600

Die Jahre, in welchen KEPLER in Prag lebte (1600 bis 1612), fallen mit dem letzten Jahrzehnt der Regierungszeit Kaiser RUDOLFS II. zusammen (1576 bis 1612). Es war die Zeit einer wunderlichen Blüte der Stadt um 1600, deren Stern und Unstern der Kaiser war. RUDOLF II. hatte wie einst KARL IV. (1316–1378) die Hauptstadt Böhmens zur Hauptstadt des Reichs gewählt. Wird die Epoche KARLS IV. das goldene Zeitalter genannt, so die RUDOLFS II. das silberne. War das Zeitalter KARLS IV. sonnenhaft, so erscheint das silberne Zeitalter RUDOLFS II. dem Monde verbunden. Im Prag jener Zeit hat KEPLER mit direktem Hinweis auf die Stadt und auf die «Zauberin LIBUSSA und ihre magische Kunst» seinen «Traum vom Mond» niedergeschrieben. In einem Brief hat er den Unterschied zwischen mondhafter und sonnenhafter Konstellation hervorgehoben; die sonnenhafte sei schöner, von besser proportionierter Symmetrie und architektonisch geordnet. In welche Welt geriet KEPLER, als er als 29-jähriger, seines Glaubens wegen aus Graz vertrieben, Anfang 1600 seine Reise nach Prag antrat?

Josef Mühlberger

Auf dem Hradschin residierte ein menschenscheu gewordener, der Wirklichkeit entfremdeter Kaiser, der Lebensangst und Melancholie verfallen, umgeben von vielen bedeutenden Männern der Wissenschaften und Künste, von Abenteurern, Betrügnern, Scharlatanen, Narren und Intriganten. Leidenschaftlich sammelte der Kaiser Bilder, vor allem von BREUGHEL und DÜRER; DÜRERS Rosenkranzfest hatte er in Venedig erworben und es, in Wolle, Leinwand und Wachstücher gehüllt, durch kräftige Männer von Venedig über die Alpen nach Prag tragen lassen; KEPLER könnte dort 1601 die Ankunft des Bildes erlebt haben. In dem von dem Italiener MISERONI gehüteten Kuriositätenkabinett des Kaisers lagen neben Alranewurzeln zwei eiserne Nägel von der Arche Noahs aufbewahrt. Ein Kaiser, der durch zahllose und erlesene Kunstwerke den Hradschin zur europäischen Kunstkammer machte, zugleich Goldmachern vertraute, Männern der hermetischen Geheimwissenschaften (genannt nach dem «dreimalgrößten» Hermes Trismegistos der Okkultisten und Astrologen), die ihr mystifizierendes und zugleich den leiblichen Genüssen ergebene Unwesen führten, wie der Alchimist BAVOR RADROVSKÝ von HUSTIŘANY, der neben dunkel-abstrusen Schriften ein herzhaftes böhmisches Kochbuch veröffentlichte (1600); ein Kaiser, dessen Leibarzt der hochgelehrte Natur-